

Das Judentum und der Jude Jesus aus Nazareth

Winfried Döbertin

**Das Judentum und
der Jude Jesus aus Nazareth**

**Gemeinsamkeiten und Differenzen
in der Wirkungsgeschichte**

Ein Dialog mit Papst Benedikt XVI.

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Abbildungen stammen vom Verfasser

Das Gedicht »Ein Leben nach dem Tode« von Marie Luise Kaschnitz wird
mit freundlicher Genehmigung des Insel Verlages zitiert nach Marie Luise
Kaschnitz, Gesammelte Werke in sieben Bänden, Band fünf:

Die Gedichte © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1985
abgedruckt.

2008

Verlag Traugott Bautz GmbH

99734 Nordhausen

ISBN 978-3-88309-431-1

In dankbarer Erinnerung an Schalom Ben-Chorin,
den jüdischen Jesus-Forscher, und Gespräche mit ihm in Jerusalem,

und an meine jüdischen Lehrer und Freunde:
Herbert Weichmann, den großen Hamburger Bürgermeister,

Frederik Bargebuhr, den Judaisten und Islamisten,

Gerhard Löwenthal, den Journalisten und mutigen Kämpfer für die
Freiheit im geeinten Deutschland,

Fritz Weinberg, den Privatgelehrten der Religionswissenschaft,

und an meine Mutter,

Lisa Döbertin,

die mir am 10. November 1938 beginnend den Blick
für das Judentum öffnete,

und ihre jüdische Jugendfreundin Gretel Hirsch

Inhalt

Vorwort	
Faszination. Legenden oder Wahrheit?	11
Der ethische Monotheismus - Der Glaube an den e i n e n Gott und seinen Bund im Judentum.	15
Heilsgeschichtliche Überlieferung im Judentum	19
Zeugnisse jüdischen Glaubens	36
Das Gottesbild Jesu - der zärtlich liebende Vater	51
Ethik	58
Jesu Lebensstil	62
Gott in Jesus Christus - die Christologie	66
Jesus-Geschichten historisch-kritisch und meditativ betrachtet	81
Der Freundeskreis Jesu - die Kirche	102
Paulus, eine Lebensgeschichte	110
Staat und Kirche - die Verfolgungen	136
Gemeinsamkeiten und Differenzen	146

Winfried Döbertin wurde 1932 in Magdeburg geboren. Er studierte an den Universitäten Hamburg, München und Münster Geschichte, Theologie, Pädagogik und Sozialwissenschaften. Er war mehr als zehn Jahre Lehrer an der Hauptschule, in einer Fachschule für Sozialpädagogik und danach Dozent an der Universität Hamburg für Pädagogik unter besonderer Berücksichtigung der politischen Bildung.

Am Nachmittag des 10. November 1938 begann seine Mutter, ihm den Blick für das Judentum zu öffnen. Sie hatte eine jüdische Jugend- und Schulfreundin und bekannte vor ihrem Sohn während des NS-Regimes immer wieder: „Juden können gute Menschen sein.“

Die Erlebnisse mit seiner Mutter waren für Döbertin die entscheidenden Ursachen für spätere persönliche Freundschaften mit jüdischen Menschen und einige wissenschaftliche Arbeiten: „Die Behandlung des Antisemitismus in der Hauptschuloberstufe“. Zur zweiten Lehrerprüfung „Der Zionismus Theodor Herzls. Ein ideengeschichtlicher Beitrag zu den historischen Voraussetzungen des Staates Israel“, als Dissertation in Geschichte. „Antworten auf die Sinnfrage: Jesus, Albert Schweitzer, Johannes XXIII., Marx, Lenin und Hitler“. „Wer ist ein gebildeter Mensch? Zur Grundfrage der Pädagogik“. „Ohne Religion kann man nicht leben“. „Albert Schweitzer, Gespräche über das Neue Testament“ (von Döbertin entdeckt und editiert).

In den zuletzt genannten Büchern geht es Döbertin um ein freies ökumenisches Christentum. Zur Ökumene im weiteren Sinne rechnet er auch das Judentum als die eine Wurzel des Christentums und bemüht sich nach dem Vorbild von Schalom Ben Chorin und Albert Schweitzer um ein wechselseitiges geschichtliches Verstehen von Christen und Juden.

Die Veröffentlichungen führten zu einem für Döbertin eindrucksvolles Gespräch mit Joseph Ratzinger in Rom, damals noch Kardinal, den er als Wissenschaftler wie als Menschen und dialogfähigen Christen schätzt.

Mit seinem Buch „Das Judentum und der Jude Jesus aus Nazareth“ möchte Döbertin den Dialog mit Ratzinger fortsetzen, so in Übereinstimmung wie in offenem Kontrapunkt zu dessen diesbezüglichen Überlegungen. Döbertin bekennt sich zu einer evangelischen Katholizität, wie sie der Marburger evangelische Religionswissenschaftler Friedrich Heiler gedacht hat und Hans Küng weiterentwickelt hat: Ein Christ müsse immer evangelisch sein, indem er alle Probleme misst an dem ursprünglichen Evangelium Jesu, und katholisch, indem er seinen Glauben stets in weltweite Perspektive lebt.

Als Historiker wie als Pädagoge möchte Döbertin in aufklärerischer Tradition in allgemeinverständlicher Weise wie sie Moses Mendelsohn, Lessing und Adolf von Harnack wie Leo Beck begründet haben, zu helfen sich bemühen, indem er das „Wesen des Christentums“ mit dem „des Judentums“ in Beziehung setzt, dass Christen wie Juden in geschichtlich verstehender Weise aufeinander zugehen können.

Vorwort: Faszination. Legenden oder Wahrheit?

Das Judentum und in ihm Lebensstil und -lehre des Jesus von Nazareth faszinieren mich: Im Urgrund allen Seins sei eine tiefe Liebe, auch zum Menschen; auf die dieser sein ganzes Vertrauen setzen dürfe, in allen Situationen seines Lebens, in guten und schweren Tagen. Solche geschenkte Liebe solle der Mensch in Nächstenliebe weitergeben an seinen Mitmenschen, sogar an solche die ihm fremd sind oder gar feind.

Beruhen solche Daseinsdeutungen auf Wahrheit? Wären sie dann nicht Ausdruck einer tiefen Menschlichkeit, Humanität?: Das allumfassende Urvertrauen zum Sein im Ganzen, ausgesagt im Bilde des liebenden Vaters.

Man muss es zugeben, die Erzählungen über Gestalten der jüdischen Religionsgeschichte, über Mose, Elija, David; auch die von Jesus von Nazareth erscheinen dem modernen Menschen als märchenhafte Geschichten, als Sagen und Legenden, nicht als Tatsachenberichte!

Muss das ein Schaden sein? Werden nicht oft tiefe menschliche Wahrheiten in solchen märchenhaften Geschichten ausgesagt?

Erinnern wir uns an Goethes Faust - Dichtung. Man wird diese Dichtung nicht lesen, um etwas über den historischen Doktor Faust zu erfahren. Dieser hat gelebt. Er stammte aus Knipplingen in der Nähe von Maulbronn, war so etwas wie »ein verkommenes Genie«, reiste auf mancherlei Fahrten unstedt durch Deutschland und verursachte Aufsehen, das zu immer wieder neuen dichterisch gestalteten Erzählungen in Büchern und im Puppenspiel Veranlassung gab.

Auch Goethes Gretchen hat gelebt: Susanna Margaretha Brandt wurde im Januar 1772 als »Kindsmörderin« in Frank-

furt hingerichtet. Im Nachlaß von Goethes Vater fanden sich die Prozessakten. Susanna war in einem Frankfurter Gasthof von einem Reisenden verführt worden. Die Angst vor der gesellschaftlichen Verfemung veranlasste sie zur Tötung ihres Kindes.

Was hat Goethe aus diesen historischen »Tatsachen« dichterisch gestaltend und damit die menschliche Existenz deutend gemacht?

Ein Mensch, »Faust«, strebt nach der umfassenden Erkenntnis allen Seins, »was die Welt im Innersten zusammenhält«. Faust geht ein Bündnis mit Mephisto ein, der ihm alle seine Wünsche hier auf Erden angeblich erfüllen will, danach soll seine Seele Mephisto gehören.

Im Bündnis mit Mephisto, in scheinbarer Liebe zu Gretchen, sie zum Mittel seiner selbstischen Zwecke machend, trägt Faust zur Zerstörung ihres Lebens und ihres gemeinsamen Kindes bei. In Ihrer Verzweiflung vor dem Schicksal als uneheliche Mutter, von allen verachtet zu werden, tötet Gretchen das Kind. Sie wird vom Gericht zum Tode verurteilt. Kurz vor ihrer Hinrichtung wird Gretchen von Faust im Kerker aufgesucht, und wir mit ihnen hören eine Stimme von oben: »Ist gerettet!«. Für Faust wird dieses Erlebnis zur Mahnung, sein Leben zu ändern, sich von der menschenzerstörenden Macht des Mephisto zu trennen und ein die Mitmenschlichkeit Übender zu werden, sodass am Ende seines Lebens die Worte des Himmels über ihn gesprochen werden können: »"Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.«

Goethes Faust war zwar eine historisch fassbare Gestalt, aber der Dichter hat sie in seinem Drama so gestaltet, dass sie zu einem allgemeinmenschlichen Symbol werden konnte: ein Mensch »mit dem Willen zur Macht«, der über alle Erkenntnis der ganzen Wirklichkeit verfügen will, Macht über Menschen ausüben kann, dabei Leben vernichtet, aber nach seiner Um-

kehr zur Menschlichkeit doch auch erlöst werden kann. Uns ergreift das Schicksal Fausts und Gretchens, wenn wir es auf der Bühne miterleben, weil in ihm Möglichkeiten unserer eigenen Existenz anklingen: Ehrfurcht vor dem Leben, vor dem eigenen oder dem der anderen zu haben und in der Tat auszuüben, und auch nach Versagen im Bündnis mit lebenszerstörenden Mächten noch erlöst werden zu können.

Manche Erzählungen und Gestalten der Bibel mögen mit dem »Faust« Goethes verglichen werden: auf historisch Fassbares aufbauende dichterische Gestaltung, uns ergreifend und so unsere Existenz interpretierend.

Die Frage, was historisch betrachtet einst geschah, ist von zweitrangiger Bedeutung, gemessen an der, wie solche Erzählungen uns existenziell betreffen und betroffen machen.

Das aber schließt historisch-kritisches Fragen keineswegs aus, im Gegenteil!

Wenn hinter dichterisch gestalteten Erzählungen von historischen Persönlichkeiten wie manchen Propheten Israels oder des Jesus von Nazareth und deren Lehren ein überzeugender Lebensstil steht, der auch historisch erkennbar ist, dann wird solchs historisches Fragen zur Aufgabe.

Es kann nicht bezweifelt werden, dass die Genannten gelebt und wie sie - in Umrissen jedenfalls - gelebt haben. Sonst wäre es historisch nicht zu verstehen, dass größere Gruppen von Menschen sich auf sie als Personen und ihre Lehren bezogen und so sich existenziell orientiert haben und diesen Bezug immer wieder betonten.

Der Historiker wird beachten, ob es jeweils zeitgenössische Überlieferungen gibt mit entsprechendem Zeit- und Lokalkolorit.

Vor allem aber wird immer wieder zu fragen sein, ob es wegen der Menschlichkeit um die Nachfolge solcher Personen geht.

Wer sich um eine solche Beziehung der Nachfolge von Persönlichkeiten der Vergangenheit aus dem Judentum bemüht, Jesus von Nazareth eingeschlossen, der wird sich gerade um der aufrechten personalen Nachfolge willen nicht zwingen lassen wollen, irgend etwas wortwörtlich sie betreffend glauben zu müssen, sondern um die freie Nachfolge aus eigener persönlicher Entscheidung und Überzeugung, fern von allem Zwang, bemüht sein. Dogmatische Formulierungen, die unterschiedliche Traditionen immer wieder vorlegen und zuweilen dabei leider intolerant werden, wird er geschichtlich aus den jeweiligen Zeitverhältnissen verstehen wollen, um gerade dadurch zu ihrem überzeitlichen Gehalt vordringen zu können.

Ein moderner Prediger in einer christlichen Kirche hat die Erzählung von der wunderbaren Speisung der fünftausend Menschen sinndeutend weitergedichtet. Zunächst erzählt er, wie das Markus-Evangelium: eine große Menschenmenge hatte sich um Jesus in öder Gegend zu später Stunde versammelt. Die Menschen hatten Hunger. Jesus sprach zu seinen Jüngern: Gebt ihr ihnen zu essen! Sie hatten aber wenige Brote und Fische. Diese segnete Jesus und ließ die Jünger austeilen. Alle wurden auf wunderliche Weise satt.

Bestand das Wunder darin, dass Jesus aus dem Nichts Nahrung für so viele geschaffen hatte? Oder hat seine Persönlichkeit so auf all die Anwesenden gewirkt, dass diejenigen, die genug zu essen hatten, denjenigen abgaben, die nichts hatten - ein ethisches Wunder der Nächstenliebe also?

Historisch kann man in diesem Zusammenhang nichts zwingend beweisen. Aber als menschlich gewinnend und überzeugend mag man die Weiterdichtung ansehen.

Der ethische Monotheismus -

Der Glaube an den e i n e n Gott und seinen Bund im Judentum.

Die Begegnung mit dem Judentum stellt immer wieder Menschen vor die Frage: Soll man darauf vertrauen, dass hinter allem Seienden, hinter mir, den Menschen, der Geschichte der Menschheit, der ganzen Welt ein Sein als Urgrund steht, das die Welt geschaffen hat, sie erhält und letztlich sie und mich und die ganze Geschichte der Menschen in Liebe zum Guten lenkt? Oder soll man misstrauen: Nichts steht hinter allem Seienden. Alles ist ein Produkt des Zufalls. Das Letzte ist die Kälte des Weltalls und eben nicht ein Sein, zu dem man vertrauensvoll »Du« sagen darf. So aber darf der Jude zu seinem Gott sprechen.

Ethischen Monotheismus kann man die Religion des Judentums nennen. E i n Gott, er allein in seiner Einzigkeit, nichts neben ihm, keine anderen Götter, keine Engel, Geister, kein Gottmensch (wie im Christentum), kein Mittler zwischen Gott und Menschen; er allein ist Grund jüdischen Urvertrauens. Feind ist das Judentum jedem Aberglauben, dem an Zauberei und Hexerei aller Art -auch der modernen Vergötterung von Kapital, Technik, Konsum, Wohlstand und Jugendwahn (jener verdrängten, nunmehr ausschließlich irdisch gerichteten Sehnsucht nach ewigem Leben). Ethisch ist dieser Monotheismus zunächst deshalb, weil Gott vorgestellt wird als das ethische Sein in absolutem Sinne, als treu, verlässlich, wohltuend, menschenliebend - anders als die griechischen Götter, die auch eifersüchtig, trügerisch und menschenverführend vorgestellt wurden. Vom Menschen fordert dieser eine Gott, dass er nach seinem Bilde ethisch, also menschenfreundlich, den Mitmen-

schen wohltuend handelt. Die von Gott den Menschen gegebenen Gebote wollen deshalb nicht einengend, den Menschen die Freiheit nehmend, ihn versklavend verstanden werden, sondern als hilfreiche Lebensordnung, eine humane, mitmenschliche Lebensführung fördernd. Dieser eine Gott will letztlich - denn die bittere Realität wird nicht geleugnet - nicht den Tod des Menschen, sondern er will ihm unendliche Zukunft volle umfassenden Glückes schenken - ewiges Leben in Gemeinschaft mit ihm, dem Ewigen.

Die grundlegenden Lebensregeln des jüdischen Menschen finden sich als Gabe Gottes in den Zehn Geboten. Sie erinnern zunächst noch einmal daran, dass der eine Gott das Volk Israel aus der Sklaverei in Ägypten herausgeführt habe. Diese Befreiungstat ist die grundlegende Überlieferung Israels. Jeder Angehörige des jüdischen Volkes soll sich immer wieder als ein durch Gott Mitbefreiter aus Ägypten in der erzählenden Vergegenwärtigung des Ereignisses verstehen. Als Angehöriger seines Volkes soll er teilhaben an dem Auftrag des Volkes: Vor allen Völkern sich zu dem einen Gott bekennen, auf dass andere Menschen zu diesem Bekenntnis angeregt werden, genauso wie zur Erfüllung der menschenfreundlichen Gebote als Lebensregeln.

Nicht fremden Göttern, in Wirklichkeit Götzen, darf der Jude anhängen. Bildnisse seines Gottes oder von Götzen darf er nicht anfertigen. Den Namen Gottes soll er nicht unnütz aussprechen. Den siebten Tag der Woche, den Sabbath, soll er heilig halten, an ihm nicht arbeiten, sondern ruhen und über die Existenz des Menschen vor Gott angesichts von Zeit und Ewigkeit nachsinnen. (Hielten wir uns an diese Gebote heute, so litten wir unter mancherlei Nervosität, Neurosen, Sinnentleerung des Lebens wohl nicht.). Vater und Mutter gilt es zu ehren, »damit die Tage des Volkes lang seien in dem Lande,

das Gott ihm gibt.« (Entspricht dem nicht eine durchaus irdische Erfahrung? Nur wo ein Volk den »Generationsvertrag« einhält, wonach die älteren Menschen um ihrer Lebenserfahrung willen Respekt und Anerkennung durch die Jüngeren verdienen, die Jüngeren aber die Unterstützung und Hilfe der Älteren auf ihrem Weg ins Leben, hat es eine Chance als Volk fortzuexistieren.). Auch die folgenden Gebote sollen dem Schutz der menschlichen Gemeinschaft dienen, der wahrhaft humanen Gestaltung ihrer Beziehungen. Das Leben selbst soll geschützt werden, Frieden mit anderen Menschen und ihr Wohlergehen sollen gefördert werden. Die Ehe soll nicht gebrochen, vielmehr geschützt werden. Das Eigentum anderer Menschen soll geachtet werden. Die Wahrheit soll gesagt werden. Niemand soll durch Lügen zu Schaden kommen. Die auf den Mitmenschen bezogenen Verhaltensweisen können zusammengefaßt werden in dem Gebot: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst«, das schon in der Hebräischen Bibel steht (3. Mose 19,18). Eine konkretisierende Ausübung des Liebesgebotes geschieht in Liebestaten wie dem Krankenbesuch, dem Totengeleit, dem Zusprechen von Trost, dem Friedenstiften, dem Almosengeben, der Sorge für Alte, Kranke, Witwen und Waisen, der Unterstützung von Fremden und der Sorge für die Erziehung armer Kinder.

Wer so nach den Geboten des einen Gottes handelt, jedenfalls wer sich mit all seinen Kräften darum bemüht, der ist nach jüdischem Glauben vor Gott gerecht. Das, was er bei allem guten Willen nicht leisten kann, wird Gottes Barmherzigkeit ergänzen. Wer gesündigt hat, seine Schuld ernsthaft bereut und zum Verhalten nach den Geboten umkehrt, darf auf Erlösung von seiner Schuld durch Gottes Güte hoffen.

Eine ausführliche Lehre über das ewige Leben nach diesem irdischen hat das Judentum nicht entfaltet. Es vertraut aber mit aller Gewissheit darauf, dass diejenigen Menschen, die sich mit Ernst um ein Leben nach den Geboten bemüht haben, an

Gottes künftiger Welt teilhaben werden. Vorgestellt werden kann das in der auch den Christen vertrauten bildhaften Weise von der Auferstehung aus den Gräbern, aber auch andere Vorstellungen wie die von der Unsterblichkeit der Seele werden nicht ausgeschlossen.

Wer dem ethischen Monotheismus des Judentums, dem Glauben an den einen Gott, der selbst absolut verlässlich gegenüber den Menschen ist und der solche Verlässlichkeit durch seine Gebote von den Menschen erwartet, seinen Respekt entgegenbringt; wer sich prüft, ob er diesem Monotheismus seine vertrauensvolle Zustimmung geben will; wer den ethischen Monotheismus des Judentums für seine Person teilt, mag sich dennoch die Frage stellen, ob nicht manche Gebote neben den Zehn Geboten allzu geschichtlich bedingt sind, als dass sie heute noch als Verpflichtung aus Transzendenz in dieser Gestalt gelten können. Muss man beispielsweise unbedingt die Speisegebote in der Weise halten, dass man nicht Fleisch und Käse zu einer Mahlzeit isst, dass man Geschirr für Fleisch- und Milchprodukte getrennt aufbewahrt; das Feiertagsgebot, dass man am Sabbath nicht mehr als 2000 Schritte geht; das Gebot der Beschneidung, das zumindest jeden jüdischen Mann verpflichtet, sich die Vorhaut an seinem Penis beschneiden zu lassen? Wer so fragt, kann darauf verweisen, dass das gläubige Judentum selbst nicht alle auf Gott zurückgeführten Aufträge zeitübergreifend bejaht und befolgt hat. Im 15. Kapitel des ersten Samuel-Buches wird für den »Heiligen Krieg« in Gottes Namen befohlen, alles, was dem Gegner gehört, dem Untergang zu weihen, auch Frauen, Kinder und Säuglinge. Es wird kaum einen Juden geben, der sich heute verpflichtet fühlt, noch Heilige Kriege in dieser Weise zu führen. Kann es diesem Beispiel entsprechend nicht auch gewisse Freiheiten gegenüber anderen Geboten geben?

Der Prophet Jeremia spricht von einem neuen Bund, den Gott mit seinem Volk schließen will - am Ende der Verbannung in Babylon. »Fürwahr, Tage kommen - Spruch Jahwes - , da schließe ich mit dem Haus Israel einen neuen Bund, nicht dem Bunde gleich, den ich mit ihren Vätern schloss, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus dem Lande Ägypten herauszuführen. Sie waren es ja, die meinen Bund brachen, während ich über sie die Herrschaft ausübte. Vielmehr so soll der Bund sein, den ich mit dem Haus Israel nach jenen Tagen schließe. Ich lege mein Gesetz in ihr Inneres und schreibe es ihnen ins Herz. Ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein. Dann brauchen sie einander nicht mehr gegenseitig zu belehren: Erkennt Jahwe!, sondern sie alle werden mich erkennen, ob klein oder groß. Ja, ich verzeihe ihre Schuld, und ihrer Sünde gedenke ich nicht mehr« (aus Jeremia 31).

Kann sich jemand heute durch diesen Text so angesprochen fühlen, dass er »in seinem Herzen« sich in einer Weise gebunden weiß an den einen Gott und an die Ehrfurcht vor dem Leben eines jeden Mitmenschen, dass er detaillierte Gebote nicht mehr benötigt? Solche setzen bekanntlich auch leicht der Gefahr aus, vom eigentlichen Wesensgehalt des in den Geboten Gemeinten abzulenken. Zur Freiheit eines neuen Bundes »des Herzens« haben sich viele Menschen durch den Juden Jesus aus Nazareth angeregt empfunden.

Heilsgeschichtliche Überlieferung im Judentum.

Einmal im Jahresverlauf werden in den Gottesdiensten der Synagoge die fünf Bücher Mose gelesen; an den drei Hauptfesten die Erzählungen von der Befreiung des Volkes Israel aus Ägypten, der Offenbarung am Sinai (mit der Gabe der Gebote) und der Wanderung durch die Wüste. Israels Gottesdienste sind immer auch Erinnerungen an die Geschichte. Jeder soll

sich so verstehen, als wäre er bei den Ereignissen dabei gewesen, als gelten sie ihm, als sei er als Angehöriger seines Volkes ein von ihnen Betroffener. Der Bund Gottes in seiner Liebe zu dem Volk Israel bezieht sich auf jeden einzelnen - unter der Voraussetzung, dass er die Gebote als Bedingung des Bundes für die Menschen einhält.

So wird erzählt: Der Pharao fürchtet die wachsende Zahl der Israeliten, die sich im Kriegsfall den Feinden der Ägypter anschließen könnten. Die Israeliten müssen Zwangsarbeit leisten. Dennoch werden sie mehr und mehr. So ergeht der Befehl, jedes ihrer männlichen Kinder in den Nil zu werfen und nur die Mädchen am Leben zu lassen.

Die Mutter des Mose will ihr Kind retten. Sie legt es in ein Kistchen aus Binsen und überzieht dieses mit Pech. Darin setzt sie ihr Kind im Nil aus. Die Tochter des Pharao will im Nil baden und sieht dabei das Körbchen und in ihm das Kind. Sie hat Mitleid mit ihm und nimmt es an Sohnes statt an und nennt es Mose. Der Erzähler meint, das hieße auf ägyptisch »der aus dem Wasser Gezogene«. Die Schwester des Mose hatte in der Nähe gestanden, um zu sehen, was mit dem Kinde geschieht. Sie vermittelt der Tochter des Pharao eine Amme für das Kind - »zufällig« seine eigene Mutter.

Der moderne Leser wird geneigt sein, in dieser Erzählung wie in vielen anderen der Bibel eine Legende oder Sage zu sehen und nicht einen historischen Tatsachenbericht. Aber solche volkstümlich-dichterische Gestaltung wird ihn nicht daran hindern nachzuvollziehen, dass die alten Erzähler gerade in diesen Geschichten Wesentliches zur Existenz des Mose ausgesagt sahen: Er ist ein von Gott für seine Aufgabe - die Rettung seines Volkes - Berufener und deshalb ein vor frühem Unheil Bewahrter, ja in seiner Entwicklung wunderbar Geförderter.

Mose wächst am Hof des Pharao heran. Als er eines Tages be-

obachtet, wie ein ägyptischer Aufseher einen Hebräer, seinen Stammesgenossen, schlägt, tötet er den Ägypter. Das kommt dem Pharao zu Gehör, er will Mose töten lassen. Aber Mose entflieht nach Midian. Dort heiratet er die Tochter eines Priesters. Dessen Herde hütet er am »Gottesberg«. In einer Feuerflamme an einem Dornbusch erscheint ihm ein Bote Gottes. »Ich will näher hingehen und diese gewaltige Erscheinung ansehen, wie es kommt, dass der Dornbusch nicht verbrennt.« Gott ruft ihn aus dem Dornbusch an: »Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, auf dem du stehst, ist heiliger Boden.« Gott spricht: »Ich sah gar wohl das Elend meines Volkes in Ägypten, und ihr Schreien angesichts ihrer Treiber hörte ich; ja, ich kenne ihre Schmerzen. Ich bin herabgekommen, um sie aus der Hand der Ägypter zu befreien. Geh und versammle die Ältesten Israels und sprich zu ihnen: Jahwe, der Gott eurer Väter, ist mir erschienen und hat gesprochen: Genau beobachtet habe ich euch und alles, was euch in Ägypten angetan wird. Darum habe ich mich entschlossen, euch aus dem Elend in Ägypten herauszuführen.

Mose erwiderte und sprach: Wenn sie mir aber nicht glauben und nicht auf meine Stimme hören, sondern sagen: Jahwe ist dir nicht erschienen? Da antwortete Jahwe: Was ist das in deiner Hand? Er erwiderte: ein Stab. Und Gott sprach: Wirf ihn zu Boden! Er warf ihn zu Boden, und der Stab ward zur Schlange, so dass Mose vor ihr floh. Weiter sprach Jahwe zu Mose: Strecke deine Hand aus und fasse sie am Schwanz! Er streckte seine Hand aus und ergriff sie; da wurde sie in seiner Hand wieder zum Stabe. Und Jahwe fuhr fort: Stecke deine Hand in den Bausch deines Gewandes! Er steckte seine Hand in den Bausch seines Gewandes und zog sie wieder heraus. Sie war vom Aussatz weiß geworden wie Schnee. Dann sagte er: Stecke deine Hand noch einmal in den Bausch deines Gewandes! Er steckte sie hinein, zog sie wieder heraus, und sie war wie sein übriges Fleisch.

Mose aber sagte zu Jahwe: Ich bin kein redegewandter Mann, weder gestern noch vorher, seitdem du zu deinem Knecht redest; vielmehr bin ich schwerfällig mit dem Mund und der Zunge. Jahwe erwiderte ihm: Wer hat den Menschen den Mund gegeben, oder wer macht ihn stumm oder taub, klar sehend oder blind? Bin nicht ich es, Jahwe? Gehe also hin, ich werde mit deinem Munde sein und werde dich lehren, was du reden sollst« (aus 2. Mose 3 und 4). Nicht menschliche Intelligenz, Organisationsgabe, Führungsqualität allein sind es, die das Werk der Befreiung gelingen lassen, sondern des einen Gottes Wille und menschenfreundliches Wirken, so will der Erzähler deutlich machen.

Mose will wissen, wie der Gott heißt, der zu ihm gesprochen und ihm seinen Auftrag erteilt hat. »Wenn ich nun zu den Kindern Israels komme und zu ihnen spreche: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt, und sie mich dann fragen werden: Was ist sein Name?, was soll ich ihnen dann antworten? Gott entgegnete dem Mose: Ich bin, der ich bin. Er fuhr fort: So sollst du zu den Israeliten sprechen: Der Ich bin hat mich zu euch gesandt« (aus 2. Mose 3).

Man kann auch anders übersetzen: Ich bin, der ich sein werde; oder - vielleicht am sinngemähesten - ich bin, der für euch da ist.

Mose geht nach Ägypten zurück und versucht, des Pharaos Zustimmung für die Freiheit seines Volkes zu erlangen. Immer wieder verweigert sie der Herrscher. Eine Reihe von Plagen kommen über das Land, doch wird immer wieder das Herz des Pharaos verhärtet. In der letzten Plage tötet Gott die Erstgeborenen der Ägypter, auch die ihres Viehes. An den Häusern der Israeliten geht er vorüber; denn sie haben die Türpfosten mit dem Blut der Passalämmer gekennzeichnet (Passa heißt Vor-